

(Nachdruck verboten.)

54]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Es überkamen ihn wieder die Gefühle, die ihn oft als Anfänger beseelt hatten, jener wilde, schnelle Entschluß, sich blindlings und tollkühn auf das Tier zu stürzen, möge kommen, was da wolle. Aber sein Körper wollte ihm nicht gehorchen. Der Geist war stark, aber das Fleisch schwach. Seine Arme schienen sich zu bedanken, seine Beine scheuten vor der Gefahr und lehnten sich entschieden gegen die Ansätze seines Willens auf. Außerdem besann sich das Publikum eines Besseren und stand von weiteren Beleidigungen ab. Alle legten sich Stillschweigen auf. So durfte man nicht mit einem Manne verfahren, der noch in der Genesung begriffen war nach einer überstandenen schweren Verwundung. Das war der Arena Sevillas unwürdig. Man wollte doch sehen, ob es noch Anstand gab!

Gallardo machte sich diese Anwandlung von Mitleid der Menge zunutze, um sich aus der Patzche zu ziehen. Von der Seite gegen den Stier angehend, versetzte er ihm einen schlechten, verräterischen Stich. Wie ein abgetaner Schlachtochse stürzte das Tier zu Boden, indem es aus dem Maul einen Strom Blutes vergoß. Einige applaudierten, ohne zu wissen, warum, andere piffen, und die große Masse verhielt sich still.

— Man hat ihm verräterisches Hundevieh vorgeschmissen — schrie Don José von seinem Sitz aus, trotzdem es Stiere aus der Züchterei des Marquis waren. — Das sind keine Stiere! Wir werden schon später sehen, wenn man uns wirkliche Rassetiere geliefert haben wird!

Als Gallardo die Arena verließ, fiel ihm das Stillschweigen der Menge auf. Ganze Scharen gingen an ihm vorüber, ohne im geringsten Notiz von ihm zu nehmen. Nicht einer folgte seinem Wagen wie sonst, der elende Schwarm der Neugierigen, die draußen vor dem Tore standen, die Nachrichten über den Verlauf des Stierkampfes aufzufangen pflegten und noch vor Beendigung der Vorstellung genau über alle Zwischenfälle und die Heldentaten der Matadore unterrichtet waren. Gallardo kostete zum ersten Male die Bitterkeit des Mißerfolges.

Selbst seine Vanderilleros waren schweigsam und niedergeschlagen, wie Soldaten nach einer Niederlage. Als er aber nach Hause kam und sich von seiner Mutter, seiner Frau und seiner Schwester umarmt fühlte, und seine kleinen Nefen ihm die Beine umklammerten, spürte er, wie die Traurigkeit plötzlich von ihm wich. — Verflucht nochmal! Die Hauptsache war, am Leben zu bleiben, der Familie keine Unruhe zu verursachen, sein Geld einzubehalten, wie andere Stierkämpfer auch, ohne Tollkühnheiten, die zu nichts Gutem führen.

In den darauffolgenden Tagen fühlte er das Bedürfnis, sich in der Öffentlichkeit sehen zu lassen und mit seinen Freunden in den Cafés und Klubs der Stierpessstraße zu sprechen. Er glaubte, daß seine Anwesenheit den verleumderischen Stillschweigen auferlegen werde, so daß sich weitere Kommentare über seinen Mißerfolg vermeiden lassen könnten. Ganze Nachmittage verbrachte er in der Gesellschaft der bescheidenen Aficionados, die er lange vernachlässigt hatte, um nur mit den vornehmen Leuten zu verkehren. Sodann betrat er den Fünfundvierzigerklub, wo Don José seine Ansichten durch Schreien und Gestikulieren geltend machte und, wie immer sich mit Feuer für den Ruf Gallardos ins Zeug legte.

Prächtiger Don José! Seine Begeisterung war unverwundlich, bombastisch, und es fiel ihm nicht einmal im Traum ein, daß sein Matador anders werden könnte, als er ihn kannte. Er übte keine Kritik aus und hatte keinen Vorwurf für den Mißerfolg, vielmehr übernahm er es, ihn zu entschuldigen und obendrein mit seinen guten Ratschlägen zu trösten.

„Du bist noch nicht wieder hergestellt, mein Junge. Ich sag' es noch einmal, meine Herren, wenn er vollständig wieder auf den Beinen ist, sollen Sie es schon sehen. Mach' es nur so, wie früher. Du gehst schnurstracks auf den Stier los, mit

der Unerfrodenheit, die Dir Gott gegeben hat, und pass' auf! Du steckst Dir das Vieh einfach in die Tasche!“

Gallardo hörte ihm kopfnickend und mit einem rätselhaften Lächeln zu. Sich den Stier in die Tasche stecken! Er wünschte nichts anderes, aber ach, sie waren so groß und so störrig geworden, als ob sie gewachsen wären in der Zeit, da er auf dem Schmerzensbett lag.

Das Spiel tröstete Gallardo und ließ ihn seine Besorgnisse vergessen. Er fing mit erneuertem Eifer an, sein Geld am grünen Tisch loszuwerden, umgeben von jenen jungen Leuten, die von seinem Mißerfolg keine Notiz nahmen, weil er ein bornehmer Torero war. Einst nahmen sie ihn mit nach der Gartenwirtschaft Eritana. Es gab einen großen Polterabend mit einigen lustigen Ausländerinnen, die mehrere der jungen Leute von Paris her kannten. Die Damen waren nach Sevilla gekommen, um die Feste der Osterwoche und die Feria zu sehen, und wünschten nun noch, die Stadt von ihren charakteristischen, malerischen Seite kennen zu lernen. Ihre Reize waren schon etwas verblüht und durch die künstlichen Hilfsmittel der Eleganz aufgefrischt, aber trotzdem fühlten sich die jungen Herren mächtig durch den Zauber des Fremdartigen angezogen und gestatteten sich Zutraulichkeiten, die selten auf Abwehr stießen.

Die Damen wünschten, einen Torero kennen zu lernen, den berühmtesten und hübschesten, jenen Gallardo, dessen Bildnis sie schon auf Streichholzschachteln und Ansichtspostkarten gesehen hatten. Nachdem sie ihn in der Arena bewundert, hatten sie ihre Freunde gebeten, ihn ihnen vorzustellen. Die Versammlung fand im großen Speisezimmer der Eritana, einem mitten im Garten gelegenen und im arabischen Stil decorierten Saale, statt. Es war eine ganz gemeine und armselige Nachahmung der herrlichen Alhambra. In diesem Saal fanden auch politische Festessen statt. Hier brachte man mit rednerischer Begeisterung Trinksprüche auf die Wiebergeburt des Vaterlandes aus, und hier wiegten sich die Weiber beim Klang der Gitarren im wollüstigen Tangotanz, während aus den Ecken Geräusch von Klüssen gehört wurde und unter Getöse Flaschen klirrend in Stücke flogen.

Gallardo wurde von den drei Damen wie ein Halbgoth empfangen. Sie vergaßen ihre Freunde völlig und hatten nur mehr Augen und Ohren für ihn. Sie stritten sich um die Ehre, an seiner Seite zu sitzen und liebten ihn mit Blicken wie brünstige Wölfinnen . . .

Sie erinnerten ihn an die andere, die Abwesende und fast Vergessene, mit ihren goldenen Haaren und den eleganten, und der verführerische Duft, der ihren Leibern entströmte, lullte ihn ein in einen süßen Traum.

Die Anwesenheit ihrer Begleiter trug dazu bei, die Erinnerung noch lebendiger zu gestalten. Alle waren sie Freunde von Donna Sol; einige sogar gehörten zu ihrer Familie.

Man aß und trank mit jener wilden Gier, die bei nächtlichen Gelagen nicht selten ist, zu denen man mit der festen Absicht geht, in allem des Guten zubiel zu tun, wo man sich so schnell wie möglich zu berauschen sucht, um in Stimmung zu kommen.

In einem Winkel spielten einige Zigeuner auf ihren Gitarren und stimmten melancholische Lieder an. Eines jener Weiber sprang in der Begeisterung einer Neueingeweihten auf den Tisch und bewegte schwerfällig die üppigen Hüften. Sie wollte die Tänze des Landes nachahmen und sich mit den Fortschritten brüsten, die sie unter Anleitung eines sevillanischen Tanzlehrers in wenigen Tagen erzielt hatte.

Asaura, malaja, sosa — schrien ihr mit spöttischem Dachen die Anwesenden zu, indem sie wie rasend in die Hände klatschten. Es waren dies pöbelhafte Schimpfnamen, die besonders auf ihren Mangel an Grazie und Gelenkigkeit gemünzt waren, dabei aber bewunderten die Spötter mit glühenden Augen die üppigen Formen der Frau. Sie hatte keine Ahnung von dem Sinn dieser Zurufe, faßte sie, stolz auf ihr Können, als begeistertes Lob auf und fuhr fort, ihre Hüften zu wiegen, wobei sie die Arme um den Kopf hob, wie die Henkel einer Amphora, und den Blick starr gegen die Zimmerdecke richtete.

— Gegen Mitternacht waren alle frunken. Die Weiber verloren jedes Schamgefühl und umzingelten den Stiersechter mit ihren Zudringlichkeiten. Er ließ sich willenlos von den Händen, die sich ihn streitig machten, hin- und herzerren, während er ab und zu feurige Küsse auf Wangen und Hals fühlte. Er war berauscht, aber sein Rausch war trübselig. Sa, die andere! Die wirklich Blondel! Das Gold dieser Haare um ihn herum, die sich zu lösen begannen, war künstlich, es bedeckte ein grobes hartes Haar, brüchig und hart geworden infolge der angewandten chemischen Mittel. Die Lippen schmeckten nach parfümierter Butter. Seine Einbildung ließ ihn durch die feinen Parfüms hindurch den Geruch gemeiner Abkunft herauswittern. Ach, die andere, die andere! . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Kochbuch verbot.)

12]

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Skjoldborg. — Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.

Sara kommt erst spät, da es daheim viel zu tun gab. Mit einer Jade auf dem Arme zeigt sie sich an der Krümmung eines Fußsteiges, der auf den Festplatz hinaus mündet; sie bereilt sich. An der Mündung des Waldweges hält sie einen Augenblick inne, rot und warm und erregt. Sie trägt das weiße Wäscheleid; eine dunkelrote Nase hat sie auf der linken Seite befestigt, und auf dem schweren goldigen Haar sitzt ein englischer Hut.

Im Nu hat sie alles in sich aufgenommen: die Flieder und Glasperlen auf dem rundgespannten Theateratlas des Karussells, die Kollatione von der Estrade drüben, das Klingeln der Kraftprobe, begleitet von dem Rufe: „Herzules!“ — alle diese Eindrücke, die zusammen dem Volksfeste den bestimmten Charakter verleihen.

Der Anblick all dieser Dinge spiegelt sich auch in ihrem Gesichtsausdruck wider. Aber im Grunde bleibt sie ruhig; ihr Blick und ihr stilles Lächeln erzählen von einem inneren Reichtum, der allen äußeren Festglanz weit überstrahlt. Sie trägt einen Schatz in ihrem Herzen, und sie weiß es.

Zur Linken steht Anders' Verwandte, das dunkle Mädchen, das auf dem Winterball ein weißes Alpaka-Leid trug. Heute trägt sie ein grünes Wollkleid mit reichem Seidenbesatz und einen breitrandigen schiefen Hut. Sie spricht mit dem Verwalter von Hallengård und rikt dabei auf dem Erdboden Figuren mit ihrem hübschen hochspannigen Fuß.

Als sie Sara gewahr wird, beobachtet sie sie scharf. Aber Sara macht sich nichts daraus; sie ist merkwürdigerweise nicht mehr ängstlich beim Anblick dieses hübschen und flotten Mädchens aus Anders' Verwandtschaft.

Sara wendet sich den Tanzenden zu, wo Anders Ellen von Badgaard herumschwenkt; sie erkennt Ellens schweren gelben Nackenknoten. Und auch das beunruhigt Sara nicht, obgleich Ellen sich dicht an ihn drängt. Sara lächelt nur zuversichtlich.

Es dauert auch nur wenige Minuten, da führt Anders sie zum Tanz; seine hellen Locken und ihr dunkelrotes Haar vermischen sich, während sie sich drehen und zwischen den anderen hindurchschlängeln.

Nachdem sie ohne Unterbrechung drei, vier Tänze miteinander getanzt haben, gehen sie zusammen mit Ellen und Anders' Verwandte an einen Tisch, der frei unter überhängenden Zweigen steht, um etwas Erfrischendes zu sich zu nehmen.

Unterwegs messen die Damen gegenseitig ihren Fuß. Ein Kreuzfeuer von Blicken ergießt sich über Posamenten- und Seidenbesatz, Silberketten und Goldarmbänder; es funkelt von hastigen Blicken.

Aber da ist noch soviel anderes, das die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Ein 17jähriger Bursche in viel zu großen Stiefeln und ein 16jähriges Mädchen mit schief sitzendem Hut taumeln seltsam haltlos aus dem Tanzsaal heraus; sie halten sich an der Hand. Er will indessen wie ein richtiger Cavalier auftreten und ergreift des Mädchens Arm. Aber er tut es so ungeschickt, daß es ganz komisch wirkt; sie verstehen nicht, miteinander zu gehen.

Am Tische drüben lachen sie, leise und erfahren, über das allzu junge Paar, das im größten Ernst an ihnen vorbei über den Platz schreitet.

Plötzlich blüht eine rote Seidentaille auf; es ist eine der Töchter von Stovlund.

„Gud die 'mal an,“ sagt Anders' Verwandte, „Die magst Du wohl leiden, wie?“

Anders schüttelt den Kopf.

Die Tochter von Stovlund sendet ihm aus der Ferne einen langen Blick.

„Aber sie mag Dich, das ist keine Frage.“ Und sie sowohl als Ellen nickern.

„Hast Du nun nicht trotzdem ihr ein bißchen den Hof gemacht?“ fragt die Verwandte lachend.

Anders schüttelt abermals den Kopf, lächelt aber dabei.

„Doch Du!“ sagt Ellen, kneift die Augen zusammen und befestigt den Kopf, als wolle sie sich in Anders' Herz hineinbohren.

Aber Sara sitzt so ungezwungen da und blickt so einfüßig um sich, und in ihren großen blauen Augen ist ein so sicherer Glanz.

Ein Stück von ihnen entfernt steht eine Gruppe junger Leute; die Mädchen klammern sich fest aneinander, Arm in Arm. Die Burschen dagegen stehen einzeln und wiegen sich in den Hüften, während sie mit den Mädchen sprechen. Das Ganze sieht so unschuldig aus. Es wird kein Gewicht gelegt auf das, was man spricht. Aber sie sind vergnügt über dieses Nichts, so glücklich zu existieren, heute einen freien Tag zu haben, einer in des anderen Nähe zu sein, dicht beieinander — die flinken Burschen und die prächtigen hellgekleideten Mädchen. Danach haben sie sich gesehnt am Werktag daheim. Nun sind hier so viele versammelt, und eines ermuntert den anderen. Sie brauchen sich nur anzusehen, dann zündet es schon. In Hunderten von Augen rings umher flammt es auf wie ein großes Feuer der Jugendfreude.

Darum ist hier heute ein Fest.

Plötzlich ertönt von der Musiktribüne her ein flinker Galopp. In all den jungen Körpern gibt es einen Ruck; das Gespräch verstummt, und sie hören erwartungsvoll. Sie leben in den Tönen. Für sie besteht das Leben eben aus Tönen.

Dieser Festplatz ist wunderbar. Es ist ein Laubsaal, den die Natur inmitten der Kornfelder errichtet hat, durchleuchtet von Gottes Sonne. Und nichts wirkt derartig auf das junge Gemüt als Hornlänge im Walde; sie sind Traum und Sehnsucht.

Drüben am Tisch, wo das Licht in den Gläsern funkelt, empfinden sie dies alles, während sie aus voller Brust die zitternde Luft einatmen.

Als bald darauf Saras Walzer gespielt wird, erhebt sich Anders und sagt beinahe feierlich: „Wollen wir beide den tanzen?“

Sara folgt ihm, überreich. Und demütig in ihrer Freude, denkt sie einen Augenblick an die beiden, die zurückbleiben müssen. Aber diese lästern, als sie geht.

Sara ist gewachsen, sie ist gereift, sie ist nicht mehr so lebhaft wie früher, sondern stiller und innerlich tief glücklich.

Dann tanzen Anders und Sara ihren Walzer miteinander.

Sie lehnt sich vertrauensvoll an seine Schulter; sie schmiegt sich in seinen Arm, und er führt sie beschützend und mit ritterlicher Sorgfalt. Es ist fast, als wären es nicht zwei Wesen, sondern nur eins, so bewegen sie sich eng umschlungen nach dem Takt und den Tönen in rhythmischem Rausch. Sie genießen seine ganze Seligkeit. Immer höher steigen sie in schwebender Lust; alles andere wird in weite Fernen gerückt, klein, irdisch; sie aber empfinden eine hohe und himmlische Freude, und sie haben einen unirdischen Ausdruck; sie lauschen feinen und seltsamen Klängen.

Die weichen Sommernachtschatten senken sich herab.

Paarweise verschwinden die Jungen vom Festplatz hinein in den Wald; sie spazieren ein Weilschen herum und unterhalten sich gedämpft an dem warmen Abend. Oder sie schreiten fast schweigend dahin. Sie gehen nur zusammen in der hellen Nacht. Rings umher, ganz weit drinnen, sieht man sie zu zweien zwischen den Baumstämmen, schweigsam und träumend.

Auch Anders und Sara entfernen sich; auf dem Waldweg tastet er nach ihrer Hand; sie gibt sie ihm so zuversichtlich und treu.

Sie weiß, es ist fürs Leben.

Wohin sie kommen, gehen zwei und zwei, und auf jeder Bank sitzt auch ein Paar.

Sie gehen immer weiter. Der Festlärm erstirbt mehr und mehr, je weiter sie sich entfernen.

Als sie aus dem Walde heraustreten, leuchtet der Mond klar und golden auf sie herab, und die beiden sind allein.

Sie schreiten am Grabenrand entlang, von wo die Minge süß und würzig ihnen entgegenduftet. Sara schürzt ihr weißes Kleid, damit es vom Grafe nicht naß wird.

Sie biegen ab am Sumpf, wo das Schilf steif und aufrecht steht und nur die weichen Schilfblütenbüschel sich im leisen Luftzug regen, wohl auch eine einsame Rohrdommel durch die Stauden huscht.

Die Luft ist lau und so lockend. Sie setzen sich an den Rand eines Gerstenfeldes. Die saftige breitblättrige Gerste steht dicht und hängt voll schwerer Lautropfen.

Es braut und wächst der Ernte entgegen rings um sie herum. In diese Stille der Nacht hinein haucht Sara:

„Daß wir beide so glücklich sein sollen.“

„Ja,“ flüstert er und küßt sie.

Sie sinkt an seine Brust, gütlich und unterwürfig.

Endlich sind zu Hause angelangt, und wie wenn es ganz selbstverständlich ist, geht er mit ihr hinein in ihre Kammer und bleibt da die ganze Nacht.

8.

Am nächsten Morgen, als Sara die Augen aufschlug, war sie im selben Augenblick ganz wach, ihr Gehirn so scharf und klar, als sei ihr ein großes Glück oder Unglück widerfahren. Wie ein Blitz durchfuhr es sie, daß etwas ganz Außergewöhnliches geschehen sei, weit über die Grenzen dessen hinaus, das sie bisher gekannt hatte.

Etwas, das nie wieder ungeschehen zu machen war. Und etwas, von dem niemand in der Welt etwas wissen durfte, außer ihr und Anders. Es war etwas Geheimnisvolles, das sie beide noch enger aneinander ketete: ihr teureres Geheimnis, das sie verband gegen alle Vernunft.

Und als Freiligrath selbst im „Glaubensbekenntnis“ den Umschwung vollzog und auf die bis dahin mißachtete Zinne der Partei trat, tönte ihm die Kritik entgegen, nichts sei komischer als ein Poet, „der seine Gedichte herausgibt, wie man ein Examen ablegt“.

In dem Bruch einer unigen Jugendfreundschaft wird für Freiligrath der Uebergang zur politisch-revolutionären Dichtung zum tiefen persönlichen Erlebnis. Hier scheiden sich in den Wegen zweier Menschen zwei Kunstauffassungen.

II.

Sofern in den Bedenken gegen die politische Lyrik nicht bloß reaktionäres Söldnertum hinter ästhetischen Ausflüchten Deckung sucht, sind derlei Gründe ein Kulturgeständnis deutscher Eigenart. Die Politik kann, wie alle Dinge der Welt, an sich Stoff der Lyrik sein. Nicht um den Stoff handelt es sich, sondern um die Frage, ob sich der Stoff so innig in die Empfindung des Künstlers auflösen läßt, daß er als persönliches Erlebnis in ihm wiedergeboren wird, ob das Allgemeine zur besonderen Angelegenheit werden kann, das Geschehnis für alle oder auch nur das Programm und die Forderung für alle, zum Eigentum und Schicksal, zur innersten Notwendigkeit für den Einen zu werden vermag. Das Recht der politischen Lyrik bestreiten, heißt das Interesse an der Politik leugnen. Denn selbst wenn die wirkliche Politik so tief verfunken und entartet ist, daß sie nur Ekel erregt, erfüllt gerade die mögliche Politik das unvertrüppelte Menschentum mit gesteigerter Inbrunst. Nur der schließt die höchsten Angelegenheiten der Menschheit von der künstlerischen Verdrückung aus, dessen Seele so leer und stumpf ist, daß ihm die Sache des Staates und der Gesellschaft keine Gefühlsregung weckt und nie die herrliche Leidenschaft der wollenden Vernunft entsefelt. Wer in der Politik wahrhaft lebt, der wird unwiderstehlich zum politischen Lyriker, wenn er überhaupt ein Dichter ist. So entblößt der Kampf gegen die politische Lyrik die Unlebendigkeit des politischen Interesses, dem es nur deshalb unmöglich ist, den gegebenen Stoff in der ausgewählten Seele empfindend zu versenken und anschauend zu gestalten.

Für Freiligrath war die Politik großes Erleben, ungeheueres Wagen, befreiende Weltbewegung. Sie brach jede Knechtschaft, nicht nur die Tyrannei der Fürsten und Reichen, der Junker und Pfaffen, sondern auch die Knechtschaft des Alltags, die Gebundenheit des öden Betriebes, dieses Schleichens ohne Zorn und Haß, dieses Eimerleis einer schlaffen und schläfrigen Ordnung. Indem er das Leben der Politik in die Poesie aufnahm, wollte er die Poesie in das Leben der Politik einfüllen. Er sehnte sich, die jämmerliche Zerrissenheit des kleinen Handlungsgehilfen Freiligrath und des nach großem Geschehen schmachtlenden Dichters zur Einheit aufzulösen. Leben und Dichten, Begehren und Handeln, Schauen und Schaffen sollte Eins werden. Die erlösten Phantasien seines jugendlichen Blüthenfrühlings waren nur eine grelle Maske für die Sehnsucht nach bewegtem Leben, die noch ihr natürliches Antlitz nicht gefunden hatte: in dem Fieber unerhörter Traumbegebenheiten, die unter tropischer Phantasiesonne ausgebrütet wurden, berauschte und verzehrte sich der Drang nach erhabenen Wirklichkeiten. So ward Freiligrath in demselben Augenblick zum unsterblichen Poeten, als sein ferne Geheimniß erlauchendes Ohr die große Bewegung auf heimatlicher Erde herannahen hörte: seine Kunst wurde im Frührot der Märztag geboren, reifte in ihrer entsefelten Bewegung und starb in ihrem Zusammenbruch. Und wenn im Alter spät und einsam der deutsch-französische Krieg dem Dichter ein paar verlorene Töne entlockte, wieder war es nur die starke Bewegung, die auch in der feindseligen Verzerrung noch ihn sichtbar reizte, bis er fühlte, daß diese Bewegung fremder Mächte nicht zugleich die Bewegung seines eigenen Gemüths sein konnte.

So erklärt sich innerlich seine jähe Wandlung vom Gegner Herweghs zu seinem Gefährten. Die herannahende Revolution befreite ihn von Hemmungen, die ihn zurückgehalten hatten: nun wurde er, was er immer gewesen. Das Lied der ringenden Menschheit blühte ihm auf. Und in der frühesten Zeit seines Lebens, als er im Glück junger Liebe und im Glanz schnell erworbenen Dichterruhms, ein freier Rheinsteibler, nur veranlagt schien, den Gesättigten und Gutgesinnten durch bunte Märchen und weinsfreundliche Lieder die Zeit zu kürzen, trat er als glühender Kläger und wilder Richter wider sie auf, bereit, ihnen den Kopf zu kürzen.

Freiligrath war in jener Zeit der Wandlung am wenigsten ein Grämting. Aus den Briefen, die zwischen ihm und seinem vertrautesten westfälischen Jugendfreund, Levin Schüding, gewechselt wurden, wissen wir, wie der rüstige Wanderer zu jedem tollvergnügten Streich aufgelegt war und auch den Abenteuer der Rinnle nicht aus dem Wege ging. Revolution ist Leben, und alle großen Revolutionäre und Revolutionen wußten zu lachen, zu singen und zu tanzen, mit dem Dasein zu spielen, um es zu gewinnen. Kürzlich sind Briefe veröffentlicht worden, die zeigen, wie der konservative Levin Schüding, der sich Aristokrat dünkte, den Uebergang des Freundes ins Lager politisch-revolutionärer Richtung aufnahm; und wenn auch die Aeußerungen, die Schüding in einem Brief an seine Braut schreibt, zugunsten Freiligraths gefärbt sind, dem er aus privatem Anlaß damals gram sein durfte, so zeigen doch gerade diese Bemerkungen die ganze Unerschlichkeit und Verstandnislosigkeit des sich erhabenen und überlegen fühlenden Aestheten. Freiligrath hatte dem Freunde seine Wandlung mit den Leistungen der reaktionären Schreckensherrschaft Friedrich Wilhelms IV. begründet, mit dem Ver-

antwort. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vormärz Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

bot demokratischer Zeitschriften, der Verbannung Herweghs, der Absetzung Hoffmanns. „Ich sehe daraus,“ schreibt Schüding seiner Braut am 21. Februar 1848, „daß man den guten Ferdinand, indem man ihn mit Gewalt in die Politik drängte und er so schwach war, sich dahin drängen zu lassen, unwarhr gegen sich selber gemacht hat. Eigentlich kimmert ihn das Verbot jener Blätter gar nicht, und wenn er Herweghs Verbannung als etwas ihn Kummerndes in die gleiche Reihe setzt, so ist das Wind. Sie hat ihn gefreut, wie sie mich amüsiert hat. War es für ihn ärgerlich, daß solch ein unreifer Dube allen Ruhm wie für sich in Anspruch nimmt, Neben an die Jemenfer Studenten hält wie'n Alter, ihm grobe Briefe schreibt und er darüber seinen Ruhm zusammenschmelzen, in den Schatten drängen sieht? — Das hat ihn gewurt; ist ein ärgerliches, einer Poetenseele ganz natürliches Gereiztsein darüber ein Reid, so hat die „Rheinische Zeitung“ recht, wenn sie ihn neidisch nennt, denn mit Behagen und nicht in verdästerter Stimmung ist der „Brief“ (das so überschriebene Gedicht gegen Herwegh) geschrieben. Ich kenne meinen lustigen, unbekümmerten Poeten; wenn seine Gedichte ziehen, wenn er seine lustigen Freunde um sich hat und der Himmel ihm voll Geigen hängt, dann kann seinetwegen „der Fortschritt“ hinschreiten, wohin er will. Das soll kein Tadel sein, denn dem innerlichen Gemüthsleben des Dichters liegt ein anderer Fortschritt am nächsten als dieser politische. Aber daß er sich und nun mir solche Dinge weiß machen will, des muß ich lachen. . . . Ihm war zu wohl in seinem Liebesstilleben, zwischen lauter Freunden, von Liebe, Bewunderung, Wohlwollen umgeben. Nun muß er einen solchen Schwabenstreich machen, um sich Verrger zu verschaffen! Aber ich glaube, es wird ihn aufstacheln, es wird ihm eine neue Verbe geben, seiner Poesie einen neuen Schwung.“

So fremd ist diesem Freunde das Gefühl politischer Teilnahme, daß er den Umschwung des guten Ferdinand nur aus verletzter Schriftstellereitelkeit und gierigem Schriftstellerneid zu erklären vermag. Aber eine dunkle Empfindung hat er doch wieder, daß Freiligraths Kunst unter diesem Anprall heftiger Erregungen neue Kraft gewinnen möchte. In Wahrheit ist Freiligrath erst als Kämpfer des Lebens der große Dichter geworden.

Von dem Tage an, da er mit dem „Glaubensbekenntnis“ den Herrschenden und seiner eigenen Vergangenheit den Krieg erklärte, wuchs mit dem Nahen der Revolution seine Gestaltungskraft. Seine Verse wollen nicht Papier bleiben, sie wollen wirken, verwirklichen. Auch äußerlich zeigt sich, wie mehr und mehr Leben und Dichten zusammenwächst. Im Vormärz gibt er seine revolutionären Gedichtsammlungen heraus, als der Verbannete dann aber nach dem Ausbruch der Revolution aus England heimkehrt, wählt er an der Seite von Karl Marx die Tageszeitung zur Tribüne seiner Kunst, und endlich, indem er sein gewaltigstes Gedicht schuf, las er es in der Volksversammlung vor und ließ es als fliegendes Blatt im Einzeldruck unmittelbar unter die Massen flattern, in ihre Herzen und Häuste wirken — Aug in Aug mit den Gerichten des Polizeistaats, die vor dem Erwecker der Toten die Lebenden bewahren wollten.

Freiligrath hat keine sangbaren politischen Lieder gedichtet. Schwer und mächtig, in gewitterhaft zudendem Witzgeugnen gestaltet er die Ereignisse, die zugleich vor unserem Auge noch einmal wirklich werden und ihre heißen Lippen zu herber Lehre, anklagend, zürnend, weckend und befeuernd öffnen. Diese Gedichte des politischen und sozialen Freiheitskampfes, in denen zuerst und am leidenschaftlichsten die Mission des Proletariats gelündet wird, reimen keine Schlagworte, erfinden nicht Programme und Resolutionen, es sind die zusammengebrängten Dramen der Zeit, deren Handlung ein Chorus begleitet. Alles ist in ungestümes Geschehen, blutvolle Körperlichkeit, farbige Anschauung, tiefste Empfindung aufgelöst, und die Stimme des Agitators wächst natürlich aus den Dingen, aus dem lebendigen Wilde heraus. Die politischen Propagandawerke sind nur wie der Atem der sinnlich lebendigen Handlung. Schon im ersten Gedicht des „Glaubensbekenntnisses“ fand Freiligrath die große Form:

Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen,
Der Dampf verslog, die Schüsse sind verhallt.

So hebt „Aus Spanien“ an, so beginnen auch die „Toten an die Lebenden“:

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten.

In den Gedichten von 1848 und 1849 verschwindet überhaupt jede Vorstellung, daß sie einen Verfasser haben, der sich zu Hause an den Schreibtisch setzt und geduldet seine Gedichte und Gefühle zu Papier bringt. Diese Gedichte scheinen im Getümmel des Kampfes selbst erwachsen, sie sind selbst Naturereignisse der Revolution, Wesen von Fleisch und Blut; diese Verse haben auf der Barrikade geschrien, haben gelauscht im Uebermaß des Glücks siegender Freiheit, sind blutend niedergeunken, haben geklagt, gefordert, verflucht, gebetet und geschrien. In Freiligraths Gedichten der Revolution ist die Revolution selbst unsterblich geblieben, und jedes Wort, das wir heute ausblättern, sprengt verwiterte Särge und erweckt verjährte Leidenschaft. Durch Freiligrath reden die Toten des 18. März in alle Zeiten lebendig zu denen, die in ihrem Gedächtnis wirken. Und so treibt der Dichter der Politik unbergänglich, ein Jahrhundert nach seiner Geburt, noch immer wirkliche Politik.

Kurt Eisner.